

# Das blaue Wunder

**Marx ist tot. Das stimmte nach dem Fall der Mauer mehr denn je. Doch das ist 20 Jahre her. Heute sind die blauen Bände gefragt wie lange nicht mehr. Lebt Marx?**



Marx auf Augenhöhe: Bei einer Kunstaktion in Chemnitz im Sommer diesen Jahres wird das Marx-Monument von einem Gerüst umstellt.

Bild: Busse

Manchmal kann er es selbst nicht glauben. „Momentan ist Marx schick“, sagt Jörn Schüttrumpf und lächelt. Es ist ein verhaltenes Lächeln. Viel Stolz liegt darin und ein kleiner Schuss Verlegenheit. Der Geschäftsführer des Berliner Karl Dietz Verlags rutscht auf dem Bürostuhl herum und zupft an seinem gebändigtem Vollbart. Diese Rolle ist dem 52-Jährigen fremd: Auf einer Modewelle mitzuschwimmen. In zu sein. Zu den Schicken zu gehören. Nie hätte der Historiker gedacht, dass sich die blauen Bände einmal wieder so verkaufen. Dass Karl Marx' „Das Kapital“ eine Renaissance erlebt und sich die Menschen plötzlich wieder für den tendenziellen Fall der Profitrate und die Entfremdung der Arbeit interessieren. Doch die Zahlen lügen nicht.

Seit etwa 140 Jahren ist der linke Klassiker auf dem Markt, und seit den 90ern lag er wie Blei im Regal. Nach dem Fall der Mauer interessierte sich niemand mehr für den Philosophen der Linken, der Hegel vom Kopf auf die Füße stellte und das Ende des Kapitalismus prognostizierte. Die blauen Bände verstaubten in den Regalen der westdeutschen Linken, für die es in den 68ern zum guten Ruf gehörte, ein paar Zentimeter blaues Benkenntnis zur Revolution auszustellen. Und in den Wandschränken der ostdeutschen Funktionäre, die sich die DDR-Bibel zu jeder offiziellen Gelegenheit schenken, aber selten darin lasen.

Die Zeiten sind vorbei. „Kommen Sie,

ich zeig es Ihnen“, sagt der Verleger und eilt vom schlichten Konferenztisch, auf dem sich Bücher und Manuskripte stapeln, an seinen Bildschirm. „Wir haben eine Steigerung von 50 Prozent“, sagt der Mann mit der gedungenen Statur und deutet auf die Zahlenkolonnen. Und nun ist von Verlegenheit nichts mehr zu spüren. Marx boomt, und sein Verleger blüht auf.

Warum interessieren sich plötzlich junge Menschen für den alten Marx, was der Verkauf in Unistädten belegt? Warum entdecken Politiker und Unternehmer den zauseligen Philosophen neu? Ex-Daimler-Chef Edzard Reuter etwa, der den Turbokapitalismus kritisiert und dabei entdeckt, dass der Trierer Kapitalismuskritiker in manchem Recht hatte. „Karl Marx hat von der stetig wachsenden Konzentration ökonomischer Macht gesprochen und daraus geschlossen, eines Tages werde die sich selbst aushebeln. Darüber lässt sich ernsthaft nachdenken“, sagt Reuter.

Und auch der einstige Scharfmacher der CDU, Heiner Geißler, zitiert neuerdings aus den blauen Bänden. „Marx war ein schlechter Prophet, aber ein guter Analytiker“, sagt Geißler. „Er beschreibt ein System, das sich dadurch definiert, dass der Börsenwert der Unternehmen umso höher steigt, je mehr Leute wegrationalisiert werden. Ein solches System ist nicht sehr intelligent.“ Und hat mit Gerechtigkeit wenig zu tun. Das wiederum

trifft die Befindlichkeit vieler Deutschen. Laut Umfrage meinen 75 Prozent der Bundesbürger, dass es in Deutschland nicht gerecht zugehe. Der Wirtschaftsjournalist Christian Rickens hat jetzt in seinem Buch „Links“ das Comeback eines Lebensgefühls beschrieben. Es ist der Kapitalismuskritiker Marx, der die Menschen heute wieder interessiert, nicht der Prophet der Weltrevolution.

Das weiß auch Jörn Schüttrumpf. „Ich hatte noch Locken, als ich Revolution mit drei R geschrieben habe“, sagt der Ex-Revolutionär und streicht sich durch das stoppelkurze, spärliche Haar. Damals war er 17 Jahre alt, lebte in der DDR, wollte den Sozialismus, aber nicht diesen real existierenden. Friedrich Schorlemmer, der Protagonist der DDR-Opposition, sagte einmal, Marx habe in der DDR nur der gelesen, der dem System gegenüber kritisch eingestellt gewesen sei. „Die Funktionäre haben sich mit Marx doch nur geschmückt“, sagt er und springt auf, weil ihm dazu etwas eingefallen ist: „Das muss ich Ihnen unbedingt zeigen.“ Marx' Mann in Berlin-Ost sitzt selten still.

Was er zeigen will, liegt in einer hölzernen Schatulle. Darin sind auf grasgrüne Kissen gebettet die blauen Bände: Karl Marx „Das Kapital“, Band 1 und 2. Kitschpur. Schüttrumpf hat das hölzerne Erinnerungstück an DDR-Zeiten im alten Dietz Verlag gefunden und mit in das Gebäude hier in Friedrichshain umgezogen. „Scheußlich“, sagt Schüttrumpf und grinst, „aber wir dürfen nicht vergessen, wo wir herkommen.“ Vor allem ärgert ihn, dass Marx' „Kapital“ in der DDR lediglich eine Art Trophäe war.

Jörn Schüttrumpf selbst stammt aus einer linken Intellektuellenfamilie in der DDR. Die versenkte schon mal kritische Bücher wie Wolfgang Leonhards „Die Revolution entlässt ihre Kinder“ in der Jau-

che-Grube, wenn die DDR wie 1956 von einer Krise geschüttelt wurde und eine Durchsuchung drohte. Unliebsame Bücher waren dann Grund genug, verhaftet zu werden. Seit vier Jahren ist er nun Geschäftsführer des Karl Dietz Verlags. Früher arbeiteten 190 Menschen im großen Verlagsgebäude in der Weydinger Straße. Heute sitzt Schüttrumpf mit einer Mitarbeiterin und einer Praktikantin im Gebäude des Neuen Deutschland am Franz-Mehring-Platz. Oben im 5. Stock, mit Blick auf die Hochhäuserfassaden in Friedrichshain. Trostlos sieht es hier aus, eine Betonwüste aus Plattenbauten, vollgepflastert mit Satellitenschüsseln. „Wer kann, zieht weg“, sagt Schüttrumpf.

Er ist mit seinem Verlag hierher gezogen, unters Dach des Neuen Deutschlands geschlüpft, in ein Gebäude, das allenfalls

**Besonders intensiv wird Karl Marx in Japan studiert**

sozialistischen Charme ausstrahlt: Gleichförmige Fassade, protzige Betonüberdachung am Eingang, Mosaik im grauen Hinterhof. Früher war der Karl Dietz Verlag für die Propaganda der SED zuständig. Heute sieht er sich als Hüter von Marx-Engels-Werke, kurz MEW, und von Rosa Luxemburg. Geld allerdings macht er mit Büchern zur Zeitgeschichte.

Schüttrumpf kann viele Geschichten erzählen. Etwa die, dass die wissenschaftliche Ausgabe von Marx und Engels, kurz Mega genannt, hauptsächlich in Japan verkauft und dort intensiv studiert wird – im Original: „Die Japaner haben einfach Kultur.“ Dass sich die SED-Funktionäre gerne kleine Marx-Bände schenken: „Minibücher, die kein Mensch lesen kann, wozu soll das gut sein?“ Dass sein Marx ein Longseller ist, ein Buch, das sich seit

mehr als 100 Jahren verkauft: „Und das, obwohl wir keine Werbung machen.“

Nun läuft das Herzstück, die Visitenkarte, die Identität des Karl Dietz Verlags besonders gut. Nicht, dass es ein Bestseller wäre. Aber es ist schon bemerkenswert, dass Schüttrumpf noch vor wenigen Jahren nur ein paar Hundert Bände verkauft hat, während er heute auf 1500 Exemplare im Jahr kommt.

Jörn Schüttrumpf weiß, dass es dieses Gefühl von Ungerechtigkeit ist, von Heimatlosigkeit, das sein Geschäft brummen lässt: „Die Jungen fühlen sich nicht mehr zugehörig.“ Davon erzählt auch Praktikantin Julia, die demnächst in Berlin Germanistik studieren will. Im Herbst, so weiß die junge Frau, wird der Sozialistisch-demokratische Studierendenbund SDS, der studentische Ableger der Partei die Linke, eine Kampagne starten unter dem Motto: „Marx lesen!“ Wie sinnvoll sind Theorien von gestern für die Probleme von heute? „Wir brauchen Marx für die Analyse“, sagt Julia, „Lösungen müssen wir selbst finden.“ Auch die Jungen halten nichts von der Weltrevolution. Aber sie wollen Marx. Und mehr Gerechtigkeit.

Jörn Schüttrumpf nickt. Nicht, dass er den großen Reibach machte mit dem Kritiker der politischen Ökonomie. Zum einen liegen die Verkaufszahlen immer in überschaubarem Rahmen. Zum anderen kostet jede Neuauflage fast so viel wie der Verkauf einbringt. Noch lagern 80 Tonnen Bücher in seinem Lager in Berlin Tempelhof. Wie viele Bände Marx darunter sind, weiß er nicht genau. Er zahlt den Lagerplatz nach Gewicht. Doch er weiß, wenn er wieder nachdrucken muss, wird es teuer. Gedruckt wird übrigens in Tschechien. Deutschland kann sich der kleine Verlag nicht leisten.

Die Globalisierung macht auch vor Marx nicht Halt. **Susanne Stiefel**

## DIE ANDERE MEINUNG

# Generation Unentschieden

Die Generation der 20-Jährigen, las ich neulich, leide an dem Phänomen des „Beziehungsoptimismus“. Der Begriff kommt aus der Wirtschaft und heißt so viel wie: Bloß keine Entscheidung treffen, sich bloß nicht zu früh zu einem Partner bekennen – es könnte ja noch was Besseres des Weges kommen.

Nein, sympathisch ist das nicht. Erst recht nicht, wenn man die Millionen von Singles anguckt, die sich täglich durch die Partnerbörsen des Internets klicken, sich nie festlegen wollen, weil sie ja wissen: Da draußen in der großen weiten Cyberwelt gibt es bestimmt noch eine klügere Frau, noch einen schöneren Mann.

Und doch: Ein bisschen kann man sie verstehen, die jungen Leute. Andauernd müssen sie sich entscheiden, müssen eine Wahl treffen, wo sie oft gar nicht in der Lage sind, die Alternativen richtig abzuschätzen. Es fängt in der Schule an.

Klar ist es ein Segen, dass heute die Lehrpläne nicht mehr bis ins letzte Detail festgetackert sind. Aber manchmal tut mir mein

achtjähriger Sohn leid, der sich jetzt schon entscheiden soll, ob er beim Körper-Projekt oder beim Wasser-Projekt mitmachen soll, obwohl bei der Chinesisch-AG die nettere Lehrerin oder beim „Abenteurer Wissen“ die cooleren Kumpels sein werden. Das muss er lernen, denn je älter er wird, desto mehr Entscheidungen muss er treffen, und vor allem: desto dramatischer sind die Folgen.

Besonders viel hat sich im Bereich der Medizin getan. Früher – und kein Mensch wünscht sich die Zeiten zurück – waren Ärzte Halbgötter in Weiß. Wenn sie eine Operation angeordnet oder ein Rezept verschrieben haben, wurde das befolgt, aus Amen. Das ist nun wirklich gründlich vorbei. Mindestens zweimal habe ich dieses Jahr schon den Satz von Ärzten gehört: „Das müssen Sie entscheiden, es ist ihr Körper.“ Danke, ja, das ist eine anständige Haltung von den Medizinern, denn – auch diesen Standardsatz habe ich jetzt schon oft gehört – ich muss ja auch mit den Folgen leben. Aber manchmal frage ich mich schon: Bin ich überhaupt in der Lage, alle Gründe gegeneinander abzuwägen? Und vor allem: Wenn es nachher die falsche Entscheidung

war – bin ich dann ganz alleine schuld? Das will ich natürlich nicht. Also fange ich an zu recherchieren, wie das inzwischen jeder macht. Gebe beim „Net-Doctor“ die Stichworte „Radiusfraktur“ und „winkelstabile Platte“ ein. Gucke bei Wikipedia unter „Wurzelspitzenresektion“. Frage Freunde, die grundsätzlich immer einen kennen, der auch schon mal so was hatte, der nie wieder zu diesem Arzt gehen würde, der jenen unglaublichen Spezialisten kennt, der aber nur Privatpatienten behandelt.

Bezahle Euros in bar, lese gruselige Geschichten von armen OP-Opfern. Und frage mich dann: Ist das jetzt ein Fortschritt? Dass Ärzte, die im Schnitt 15 Semester studieren, Entscheidungen zunehmend an Patienten delegieren, die sich aus dubiosen Quellen informieren? Klar ist es ein Fortschritt. Denn ein guter Arzt wird den Patienten auf Augenhöhe respektieren und dennoch seinen Wissensvorsprung einsetzen.

Theoretisch könnte am Ende eine optimale Entscheidung stehen. Aber ich fürchte, dass die meisten von uns überfordert sind mit so viel Komplexität. Ich ganz bestimmt.



**Ursula Ott glaubt, dass die meisten von uns überfordert sind mit zahlreichen Entscheidungen, die einem Spezialisten aber nicht mehr abnehmen wollen.**

Ich habe meinen netten kommunikativen Zahnarzt gegen einen eingetauscht, der kurz entschlossen sagte: Der Zahn kommt raus! Und den unentschiedenen Chirurgen – überlegen Sie 24 Stunden und lassen sich beraten – gegen einen, der mir sofort die

Röntgenbilder abnahm und den Narkosefragebogen ausfüllte. Bin ich ein autoritärer Charakter? Kann sein, aber zumindest bin ich nicht allein damit. Ich habe schon mal vier Wochen in einer chinesischen Klinik verbracht, die überannt wurde von Patienten, die im Alltag bei jedem Computerkauf tagelang Testberichte lesen, um die beste Entscheidung zu fällen. Die aber gegen ihre Mißgrüne oder ihr Asthma ohne zu murren ein Gebräu aus rätselhaften Kräutern schluckten, die ein chinesischer Arzt nicht etwa demokratisch diskutierte, sondern auf chinesisch diktierte.

Was ich damit sagen will? Es ist in letzter Zeit ein bisschen viel geworden mit den Entscheidungen. Stromanbieter und OP-Methoden, Riester-Modelle und Handytarife. Drum kann ich es sogar verstehen, wenn junge Leute bei der wichtigsten aller Entscheidungen – ein Partner fürs Leben – eine gewisse Schwäche zeigen. Schade ist es trotzdem. Vielleicht sollte man ihnen ein einziges Handy, einen Stromanbieter und einen Riesterfonds verordnen – damit sie genug Luft haben, sich für Mr oder Mrs Right zu entscheiden.